

Naturschutz.

Von *Hans Brandenburg.*

In Adalbert Stifters „Zwei Schwestern“ besitzt ein gebildeter Landmann eine Sammlung aller Ähren der ganzen Welt und in einer Mappe Abbildungen aller Blumen, die in den Getreiden wachsen, und er bemerkt dazu: „Diese getrockneten Ähren in ihren Glaskästen, die nur einfache Gräsersamen sind, und diese Blümlein auf ihren Stengeln, die zu den bescheidensten gehören und oft keine Schönheit ansprechen, sind das auserlesenste und unbezwinglichste Heer der Welt, die sie unvermerkbar und unbestreitbar erobern. Sie werden einmal den bunten Schmelz und die Kräutermischung der Hügel verdrängen und in ihrer großen Einfachheit weit dahin stehen. Ich weiß nicht, wie es dann sein wird. Aber das weiß ich, daß es eine Veränderung der Erde und des menschlichen Geschlechtes ist, wenn zuerst die Zedern vom Libanon, aus denen man Tempel baute, dann die Ahorne Griechenlands, die die klingenden Bogen gaben, dann die Wälder und Eichen Italiens und Europas verschwanden und endlich der unermeßliche Schmuck und Wuchs, der jetzt noch an dem Amazonenstrome steht, folgen und verschwinden wird. Es gibt unendliche Wandlungen auf der Welt, alle werden sie nötig sein, und alle werden sie, eine auf die andere, folgen.“

Das ist schön, groß und tröstlich gedacht. Es zeigt die Natur als die ewig gleiche in allen ihren Wandlungen und es zeigt den Menschen, auch wo er ihr Herr zu sein glaubt, als ihr Geschöpf und in ihrem Dienste. In der Tat: die Natur lebt selbstherrlich und nach ihrem eigenen Gesetz und Geheimnis, auch wenn wir sie züchten, und die Ährenfelder haben genau so ihre Größe und Majestät wie die Urwälder, an deren Stelle sie getreten sind.

Allein jene Worte wurden doch zu einer Zeit gesprochen, als der Geist um die Erhaltung der Natur noch nicht zu bangen und zu sorgen brauchte und seine eigenen Gefahren kaum erst kannte. Die Natur ist gut und böse zugleich oder vielmehr weder gut noch böse. Der Mensch empfindet sie ursprünglich als Bedrohung, zunächst allerdings als eine göttliche, ehrfurchtgebietende, die er durch Beschwörung und Kult zu bannen sucht, um sie sich gnädig zu stimmen, ihren Fluch in Segen zu verkehren. Bald aber beginnt er, mehr und mehr alles auszurotten, was sich ihm entgegenstellt, und nur noch zu dulden, was ihm Nahrung oder unter seinem Joche Nutzen bringt, aber darüber hinaus auch zu erbeuten, was zu seiner Macht und Ausstattung dient, als Gebrauchsgegenstand, als Schmuck, als Jagdtrophäe. Und schließlich erfolgt der große Erforschungs- und Eroberungszug des Geistes, den wir Wissenschaft und Technik nennen, der sich der Natur nicht nur in ihren Kreaturen, sondern auch in ihren Kräften bemächtigt.

Wer möchte dieser Entwicklung ihre Großartigkeit, ihre Notwendigkeit und damit ihre Berechtigung absprechen? Wenn die Kultur über die Natur siegte, so siegte die höhere über die niedrigere Gewalt. Daneben blieb die Naturschwärmerei als Sentimentalität zurück, denn in der merkwürdigen Zeit des Weltschmerzes wurde die Klage über verlorene Wildnisse ja doch nur von solchen erhoben, die ebenfalls längst ihren Gewinn aus dem angeblichen Verlust gezogen hatten, die sich der Wildnis nicht mehr zu stellen, sich ihrer nicht mehr zu erwehren brauchten und sie höchstens noch als empfindsame Reisende und Abenteurer genossen und verherrlichten.

Aber merkwürdig ist jene Zeit und ihr unausrottbarer Seelenzustand dennoch. Eine andere Entwicklungslinie nämlich wurde hier bemerkbar. Der Geist hatte inzwischen gelernt, sich in der Natur zu spiegeln, ja, weit mehr: in ihr die große Mutter zu erkennen, und nun war er, der triumphierende, an einem bestimmten und entscheidenden Punkt erkrankt. Gewiß, die Natur konnte zerstörerisch sein; aber was geschah, wenn der Mensch nun sie zerstörte oder ihre Götterkräfte versklavte, indem er sie vor Fahrzeuge spannte, in Maschinen, Retorten und Leitungen preßte?

Die Antwort auf diese Frage fängt erst jetzt an, so deutlich und handgreiflich zu werden, wie es die Veränderungen der Erde sind, welche die Frage hervorgerufen haben. Wir können und wollen an dieser Stelle nicht erörtern, wohin uns die Technik führen mag, die sich noch mitten in ihrem unaufhaltsamen Siegeszug befindet, was und wie groß ihre Werte und ihre Gefahren sind, inwiefern sie mißbraucht wird und wo ihre Grenzen liegen. Jedenfalls gibt es kein Zurück, es wäre auch nicht einmal wünschenswert. Allein es gibt auch keinen geraden und einlinigen Fortschritt, sondern höchstens einen spiralenförmigen, der notwendige Umkehren braucht, um rettend und erhaltend von dem Vergangenen zu ergreifen und mitzureißen, was in die Zukunft und womöglich auf eine höhere Stufe führen kann. Die größte dieser Umkehren strebt heute nach der Rückgewinnung eines Gleichgewichtes zwischen Vater Geist und Mutter Seele, zwischen den unterwerfenden männlichen und den umschließenden weiblichen Kräften.

Etwas aber muß auch hier davon gesagt werden, daß es uns ergangen war wie jenem Hexenmeister, der die Geister, die er rief, nicht los wird. Wir erleben die Rache der geknechteten Naturkräfte, wenn wir, wie es die Sprache ausdrückt, die Maschinen bedienen, die doch geschaffen wurden, uns zu dienen, und wenn die Werkmechanisierung auch uns selbst zu vermechanisieren droht. Das ist kein Geheimnis mehr, und unser Staat sucht mit allen Kräften nach Abhilfe aus solcher Not. Auch sucht man die Werke der Technik wieder in die Landschaft einzubetten, damit die Seele nicht durch die Verrottung der uns umgebenden Naturwelt verarmt und in einer zivilisierten Ode selbst verodet. Ferner weisen führende Männer auf die Gefahren hin, die uns aus übertriebener Regulierung der Bach- und Flußläufe und aus falscher Bodenkultur erwachsen. Hier sollen Verschlechterung der Grundwasserverhältnisse und des Klimas, Versteppung des Landes und Raubbau am Boden mit seinem verderblichen Einfluß auf den Nährwert der Bodengewächse vermieden werden, und die Forstwirtschaft setzt im Kampf gegen die Schädlinge wieder den Gemischtwald an die Stelle bloßer Stangenfabriken. Kurz, wir haben uns von neuem auf die Natur besonnen, nicht aus Schwärmerei, son-

dern durch harte Tatsachen belehrt und gezwungen. Wir haben erkannt, daß der Geist, auch wenn er die Natur beherrschen will und muß, nicht naturfremd oder gar naturfeindlich werden darf, daß er die Lebensgemeinschaft in und mit der Natur, zu der auch er gehört, zu achten und zu erhalten hat, wenn er dem Leben nicht absterben soll.

Innerhalb des gewaltigen Kreises von Aufgaben, welche aus dieser Erkenntnis entspringen, bezeichnet der engere Begriff Naturschutz nur eine einzige, begrenzte und verhältnismäßig bescheidene. Dafür aber ist es eine der schönsten und fruchtbarsten, lohnendsten und liebenswertesten, die fern von Verstiegtheit und Theorie, rein praktisch zu lösen ist und Recht und Erfolg sofort in sich selber trägt. Sie macht uns aus sentimentalen Naturschwärmern zu tätigen Naturfreunden. Und daß diese Aufgabe nicht nur nicht unbescheiden ist, sondern auch echte Bescheidenheit und liebende Ehrfurcht und Demut verlangt und hervorbringt, zeigte mir das Wort eines Mannes, der ihr ein ganzes Leben lang opferfreudig und selbstlos gedient hat. „Geschützte Natur“ — so lautete seine rührende Klage — „ist eigentlich keine Natur mehr. Denn sie ist ja in unseren Naturschutzgebieten nicht mehr frei und selbstherrlich, sondern nur geduldet, konserviert, eingehürdet, in einem Käfig oder in einem lebenden Museum.“

Nein, verehrungswürdiger alter Mann, es ist nicht so — oder es ist so und doch noch anders. Wir können und wollen die Zivilisation nicht aufhalten, aber wir anerkennen sie nur als Mittel der Kultur, welche sich in der Natur und die Natur in sich erhält, weil, wie Goethe sagt, der Kern der Natur Menschen im Herzen ist. Wir können und wollen nicht mehr in Wildnissen leben, aber wir können und wollen unsere Erde zu einer schönen Heimat machen. Trauerst auch du nur über verlorene Wildnisse? Nein, du hast dich nicht in sie gerettet, sondern du hast geholfen, so viel von ihnen für uns alle zu retten, wie wir brauchen, wie wir beanspruchen müssen und dürfen, daß wir uns wenigstens ein Stück Wildnis um uns und in uns wahren, daß neben Deutschland als Nutzgarten ein Deutschland als freier Lustgarten bestehen bleibt.

Zunächst hat sich der Mensch gegen die Natur schützen müssen, und spät erst hat er erkannt, daß er doch auch ihres Schutzes bedarf, weil er ohne sie verloren ist. Wenn das nicht ein „Zu spät“ sein soll, so muß er nun dazu übergehen, hinwiederum auch sie zu schützen wie ein Kind die Mutter, deren Segen sonst zum Fluche wird. Das göttliche, ehrfurchtheischende Antlitz der Natur, in das der fromme Urmensch blickte und das dem Rationalismus aus den Augen geriet, ist also neu vor uns aufgestiegen, aber nicht, damit wir die wiedergefundene Mutter durch Aberglauben und Magie beschwören, sondern damit wir uns ihr gegenüber verantwortlich fühlen. Das gilt vor allem auch gegenüber ihren Geschöpfen. Mögen etwa Hirsche und Rehe in unseren Wäldern nicht mehr alle natürlichen Lebensbedingungen oder wenigstens keine auch im Winter ausreichende Nahrung finden und mögen sie nur dem Jäger und Heger und seinem Vergnügen und Nutzen ihr Dasein verdanken — sie sind darum doch. Allein dieser eine Fall darf nicht für alle stehen. Denn auf dem bloßen Standpunkt des Nutzens müßten wir seelisch verkümmern und verdorren, er wäre seelischer Selbstmord. So würde die Natur als bloße Nützlichkeitsanstalt uns noch sicherer dahinraffen wie ehemals als

feindliche Gewalt, ja sie würde erst recht zur feindlichen Gewalt, zu einer furchtbar strafenden Mutter, die ihr höheres Leben verschlingt.

Wir wollen gewiß nicht die Veränderungen der Erde und des menschlichen Geschlechtes und die unendlichen Wandlungen auf der Welt leugnen und verhindern, von denen Stifter sagt, daß sie alle nötig seien und daß eine auf die andere folgen werde. Allein der Mensch ist mit in diese Kette eingegliedert, als Werker ebenso sehr wie als Wirkung, und sogar immer bewußter und verpflichteter, um fest zu stehen im Wandel der Erscheinungen und jene Kette nicht nur weiterzugeben, sondern ihre Glieder auch zu halten, daß sie nicht nur trennen, sondern auch verbinden. Wir haben Fülle des Lebens und der Natur zu wahren, gerade weil es nicht mehr tropische Fülle ist. Mit dem Dichter Eichendorff brauchen wir nicht zu rechten, der die Lerchen zwar besang, aber auch fing und aß, denn wir machen es mit anderen Tieren ebenso und wissen nur nicht, daß es damals in Deutschland noch eine Singvögelplage gab. Wir aber schonen heute in diesen spärlicheren gefiederten Geschöpfen nicht nur Insektenvertilger, sondern die singenden Genien der Lüfte.

Und ähnlich ist der Sinn des gesamten übrigen Naturschutzes. Was sterben muß, soll sterben, auch wir sind Tötende und dürfen es sein, allein ein trauriges und überflüssiges Aussterben ist hintanzuhalten, wie unter den Familien und Geschlechtern unseres Volkes so im Naturreich; daher ist auch Naturschutz ein soziales Tun. Wir sehen keine neuen tierischen und pflanzlichen Arten mehr entstehen, wir können nur bestehende erhalten oder allenfalls durch Züchtung variieren. Wenn wir sämtliche Moore urbar machen, dann werden wir selbst der Urhaftigkeit bar, denn die Moorlandschaft ist längst auch eine Seelenlandschaft geworden. Vor allem aber ward die Alpenwelt eine letzte Zuflucht ursprünglichen Lebens und damit etwas weit Wichtigeres als ein Anlagegebiet noch so nützlicher und notwendiger Kraftwerke, nämlich ein Kraftquell und Jungbrunnen, Heilig- und Heilum unseres Wesens. Wir wissen endlich, daß auch die Natur eine große Lebensgemeinschaft bildet, in der nicht nur eines das andere frißt, sondern die sich mit ihren Kämpfen, mit Werden und Vergehen im Gleichgewicht hält und an der auch der Mensch teilhaben muß, so daß seiner Ausbeutung der Natur, seiner Bestimmung von Nutzen und Schaden Grenzen gezogen sind.

Ein Kreis, der einst nur unbewußt da war, beginnt sich in unserem Bewußtsein und für unser Bewußtsein zu schließen, damit ihn nicht Schuld und Übermut verhängnisvoll und für immer zerreißen. Der Steinadler, der Auerhahn, der Gamsbock sind nicht nur Schädlinge oder Nützlinge — sie sind ehrwürdige und herrliche Verkörperungen jener Kräfte und jener Freiheit, ohne die auch wir nicht leben können, Dasein und Schau lebender Sinnbilder, die der Natur in uns selbst unentbehrlich sind. Wir würden aufhören, schöpferisch zu sein, wenn wir nicht mehr Geschöpfe blieben, die ein sympathetischer und verpflichtender Herzenszug mit den Geschöpfen aller Stufen verbindet. Und da bedürfen wir der Zucht und Erziehung, des Gebotes und Verbotes. Unsere Alpenrosen reichen bis in tropische Urwälder, bis in die Zeit vor unserem letzten großen Erdgeschehen zurück, Ahnen und Zeugen eines Ur, das wir nur verwandeln, aber nicht verschütten dürfen. Der Türkenbund, der Frauenschuh, das Gamsblümel oder unsere

Enzian- und Orchisarten und andere Blumen sind weder bloß Kräuter und Unkräuter, deren Wert oder Unwert nur der Landwirt oder der Apotheker zu ermessen hätte, noch ein bloßer Schmuck, nach dem bedenkenlos zu greifen uns erlaubt sein könnte wie Kindern, die in diesem Falle ein Spielzeug zerbrechen würden, welchem kein gleichwertiges mehr folgt — sie sind geliebte Bekannte von uns, die uns beglücken und bereichern, blühende Offenbarungen der Schönheit, die einzig und allein uns nicht verarmen läßt, jährlich wiederkehrende geschwisterlich Verwandte, die uns vertraut und anvertraut sind und die wir behüten müssen, auf daß wir selbst nicht aus der Hut der Gott-Natur fallen, deren Wunder uns nur begnaden, wenn sie nicht aufhören, irdisch vor uns Irdischen zu erscheinen.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Jahrbuch des Vereins zum Schutze der Alpenpflanzen und -Tiere](#)

Jahr/Year: 1941

Band/Volume: [13_1941](#)

Autor(en)/Author(s): Brandenburg Hans

Artikel/Article: [Naturschutz 7-11](#)